

Zur Schreibung von Dialekten

Autor(en): **Bleiker, Jürg**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mundart : Forum des Vereins Schweizerdeutsch**

Band (Jahr): **7 (1999)**

Heft 4

PDF erstellt am: **31.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961985>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MUNDART

FORUM DES VEREINS SCHWEIZERDEUTSCH

7. JAHRGANG

Dezember 1999

NR. 4

ZUR SCHREIBUNG VON DIALEKTEN

Wie wird eine Mundart «richtig» geschrieben? Eigentlich steht leider nur etwas wirklich fest: Sobald diese Frage angeschnitten wird, droht handfester Krach, bei Laien und bei «Fachleuten» gleichermassen. Der endet – um das vorwegzunehmen – nicht selten in einer höchstpersönlichen Unabhängigkeitserklärung «Ich schreibe einfach so, wie ich will.» Nämlich beispielsweise so: *Ich schriebä eifach so, wiä-n ich wott.*

Und auf das hin kann der Krach weiter gehen.

Aber wie meistens: Je weniger man Bescheid weiss, desto heftiger «ruft man aus». Dabei existieren zwei grundlegende, problembewusste, differenzierende und wohlüberlegte Anleitungen: *Eugen Dieth: Schwyzertütschi Dialäktschrift*, in 2. Auflage von *Christian Schmid-Cadalbert* ausführlich und benutzerfreundlich überarbeitet, und *Werner Marti: Bärndütschi Schrybwys*. Die Lektüre dieser Schriften ist ein Muss für alle, die sich ernstlich mit Dialektschreibung befassen. Das Fol-

gende ist eigentlich nur als Hinleitung zu diesen Schriften und als Ermunterung zu deren Gebrauch gedacht.

Zum Einstieg einige Überlegungen:

1. Dialekte tönen. Ihr *Klang* entscheidet Zugehörigkeiten und Abgrenzungen. Sie wirken lieblich, gemütlich, anheimelnd, erinnerungsweckend, musikalisch, behaglich, oder unangenehm, bisig, aufreizend, usw.usw. –je nach persönlichem Empfinden. Aber die akustische Wirkung ist immer wesentlich und ausgeprägt feststellbar.
2. Wenn Dialekte geschrieben werden, kommen neue Komponenten hinzu. Man will einen Inhalt mit-

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Zur Schreibung von Dialekten</i>	1
<i>Psuech bim Nachbar</i>	6
<i>Die Jahresversammlung</i>	7
<i>Neue Mundartliteratur</i>	9
<i>Vom Gott sim Name</i>	13
<i>Paul Kamer</i>	15

teilen, dieser *Inhalt* soll über das Lesen aufgenommen werden, man richtet sich auf einen *Leser* aus.

Es gibt zwar Leute, die einem Dialekttext die Lesbarkeit grundsätzlich absprechen. «Wenn ich ein Buch aufmache und sehe, dass da Dialekt geschrieben ist, lege ich es sofort weg. Dialekt kann man nicht lesen.» Ein unhaltbares Vorurteil; nach zwei, drei Seiten hat man sich meistens völlig eingelesen und kann den Text mühelos aufnehmen.

3. Jetzt erfolgt ein prinzipieller Entscheidung, sofern ich als Schreiber den privatesten Bereich, wo alles erlaubt ist, verlassen will:

soll ich so leserfreundlich schreiben, dass das Schriftbild nichts Ungewohntes aufweist

oder

soll ich so lautentsprechend schreiben, dass der Klang der Sprache zu vollem Leben erwacht

oder

soll ich zu einer Kombination greifen, die Lesefreundlichkeit und Klanggenauigkeit möglichst vereint?

Leserfreundlichkeit

Wer es dem Leser am allereinfachsten machen will, täte am besten daran, bei der Schriftsprache zu bleiben. (Man kann sich dann über die neue Orthographie immer noch befriedigend ärgern.)

Eine merkwürdige negative Variante besteht übrigens darin, das Schriftbild derart zu verstellen, dass man ins Rätseln verfällt; damit erreicht der Autor – günstigenfalls –

eine intensive Aufmerksamkeit des Lesers.

Zwei Beispiele:

Ein Gedicht von *Ernst Eggimann*:

Bärner Schriftsteuerverein
 wo der sime gfeuer no
 wo der sime gfeuer no
 wo der bauzli no
 wo der bauzli no
 wo der gotthäuf no
 wo der gotthäuf no
 wo der liebgott no
 wo der liebgott no
 aber hütt
 aber hütt

Nach der «Wiederherstellung» von «Gfeller, Balzli, Gotthelf» versteht man auch den Titel richtig.

Aus «La Mort de Chevrolet», von *Martin Frank*:

I hoken im heim am tisch sözone
 gäube puding frässe schaber so
 huere grusig agaragar puding
 xetus wi waniu puding iss jez tas
 isch agaragar puding tä isch ser
 xund dünkpmi wine mäuchlumpe
 mäu mit ei u zucker irgendwie
 koch zo grusig mues pi jedem löf-
 feli fasch choze wenip fertig
 issisch tarfsch hütam nomitag nid
 use...

Haben Sie auch «mäuchlumpe» zuerst als «Melk-lumpen» entziffert?

Klanggenauigkeit

Auf möglichste Klanggenauigkeit

kommt es in der Dialektologie an, beispielsweise in den Aufnahmen für den «Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)». Die aufs exakteste hörenden und niederschreibenden Exploratoren haben dort z.B. für das Verb «bauen» folgende Transkriptionen verwendet:

Stadt Basel:	bāua
Stadt Zürich:	boua
Stadt St. Gallen:	bouua
Stadt Bern:	bouua
Brienz:	būwua ^{en}
Brig:	būwua
Rüti (GL):	būa
Tamins:	boua
Walchwil:	būa

Der Grafiker Erwin Zimmerli hat es fertig gebracht, diese hochkomplizierten Notationen handschriftlich so in die SDS-Bände hineinzuzaubern, dass der flüchtige Betrachter glaubt, «gedruckte» Buchstaben vor sich zu haben.

Ausserhalb der Forschung, zur Darstellung grösserer Texte, ist diese Umschrift natürlich nicht geeignet.

Quadratur des Kreises

Die meisten Mundartschreiber kämpfen mit einem derartigen Problem herum, das sich wenigstens ganz ordentlich als Prinzip fassen lässt: So leseleicht wie möglich (oder nötig), so klanggenau wie möglich (oder nötig). So hochgestimmt gehen sie ans Werk, und als Werkzeuge sind da das Alphabet und die Lesegewohnheiten der Schriftsprache – und jetzt kann sich der Teufel ins Fäustchen lachen, denn wie man's macht, ist's «falsch»; die Werkzeuge wollen

nicht richtig greifen: das Alphabet reicht einfach nicht aus, und die Schreib/Lesegewohnheiten aus der Schriftsprache sind voller Inkonsistenzen.

Vor allem aber: Grundsätzlich gebührt jedem seriösen Mundartschreiber Respekt vor seiner Schreibwahl. So heisst es auch im Vorwort zur Mundart-Anthologie «gredt u gschribe»: «Die heute oft so heiss umstrittene Schreibweise der Mundarttexte haben wir bewusst nicht vereinheitlicht, sondern die vom Verfasser, von der Verfasserin veröffentlichte bzw. redigierte Fassung übernommen.»

So halten wir es auch bei den Beiträgen zu diesem Mundart-Forum; sie bieten damit auch interessanten Vergleichsstoff. Schliesslich wollen wir empfehlen, nicht befehlen!

Gelegentlich finden sich zwar eher originelle Sonderlösungen. So hat *Felix E. Wyss* für seine (noch ungedruckten) zürichdeutschen Übertragungen von Ovids «Metamorphosen» ein Verfahren herausgetüftelt, das sich so präsentiert:

Glychzytig, wo-n er i g'Grotte, wo tropfet vom Quällwasser, iëchounnt / schleund sich dië näck-tige Nympe-n e so, wië s'grad gsy sind, bim Ablick / vo me ne Ma iri Brust ound mit pleutzliche Geuïsse-n erfulleds / grad de ganz Baoumbéstand, rings ound t'Diana aou drànged sichs ounde...

Des «Rätsels» Lösung: Konsonanten wie deutsch, Vokale wie französisch!

So wie heutzutage im Computerwesen verschiedene Textverarbei-

tungssysteme zur Verfügung stehen, stehen auch für die Mundartschreibung mehrere Methoden zur Verfügung; die zwei wesentlichsten sind die genannten: «Dieth-Schrift» und die «Bärndütschi Schrybwys». Zu beiden kann eine Kurzfassung – die aber die Bücher nicht ersetzen kann! – auf einem A4-Blatt gratis bezogen werden beim Redaktor dieser Nummer (gegen frankiertes und adressiertes Rückcouvert). Beide Methoden stehen sich übrigens gar nicht feindlich gegenüber!

Dieth: Hauptpunkte

Die «Dieth-Schrift» wurde 1938 von einer Kommission unter Vorsitz von Univ.Prof. *Eugen Dieth*, Zürich, geschaffen.

Sie geht – vereinfacht – vom Grundsatz aus:

*Schreibe, was du hörst!
Stosse dich nicht an Abweichungen vom gegenwärtigen standardsprachlichen Schriftbild.*

Besonders: lange Vokale werden verdoppelt, Doppelkonsonanten nur bei deutlicher Länge! Im Gegensatz zur schriftsprachlichen Entsprechung keine Zeichen, die nicht gesprochen werden, keine Zeichen, die verschieden gesprochen werden.

Fürs Zürichdeutsche somit *Baan*, *Jaar*, *Glaas*, *Broot* (nicht *Bahn*, *Jahr*, *Glas*, *Brot*), *imer*, *Sumer* (nicht *immer*, *Summer*), *Freihäit* (nicht *Freiheit*).

Auf intensive Darstellung der Verschleifungen wird aber aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet: Also nicht *Pfrauungkchindsimpfurt*,

sondern *d Frau und d Chind sind furt*.

Das Hauptanliegen der Dieth-Schrift ist es, für alle schweizerdeutschen Dialekte das gleiche System anzubieten, so dass alle Dialekte untereinander, ev. mit leichten Anpassungen, direkt vergleichbar sind und damit auch von Leuten, die des jeweiligen Dialekts unkundig sind, in die richtige Lautform umgesetzt werden können. Entsprechend wird sie verwendet für die Wörterbücher schweizerdeutscher Dialekte, die vom Verein Schweizerdeutsch (früher «Bund Schwyzertütsch») herausgegeben sind, ebenso für die «SDS-Phonogramme», Begleittexte zu den Tonaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz, wo alle deutschsprachigen Kantone vertreten sind. Ausführliche Texterklärungen sind beigelegt.

Marti: Hauptpunkte

Die «Bärndütschi Schrybwys» von *Werner Marti* – vom Titel her auf ein engeres, aber mundartlich sehr fruchtbares und traditionsreiches Gebiet abgestimmt, jedoch mit allgemein beherzigenswerten Überlegungen – hat den Grundsatz:

Denke beim Schreiben an den Leser! Stimmt die hochdeutsche Schreibung mit der mundartlichen Lautung überein, dient sie als Grundlage.

Bei langen Vokalen beispielsweise also *Bahn*, *Jahr*, *Glas*, *Brot*. Damit kann das – bei Dieth «verbotene» – Dehnungs-h z.B. zur Unterscheidung: «ihm/im», «ihn/in». verwendet werden.

Einige Sonderfälle

Gross- oder Kleinschreibung?

Dieth war konsequenterweise für Kleinschreibung, weil man die grossen Buchstaben ja nicht hört. Sie hat sich aber nicht recht durchgesetzt.

y

Seine Verwendung ist nicht einheitlich. Meist bezeichnet es einen langen, geschlossenen i-Laut. So schrieb man im Zürichdeutschen *wyss* ‹weiss›, *de Wiirt* ‹der Wirt›. Aus Gründen der alphabetischen Anordnung verwendet das Zürichdeutsche Wörterbuch das y nicht mehr, sondern schreibt *wiiss*, *Würt*. Selbstverständlich bleibt einem die Schreibung mit y unbenommen.

Mit dem Griechischen hat diese y-Schreibung nichts zu tun, denn das Zeichen stammt aus der Zusammenfügung von ij. Auf alten Schrifttafeln kann man z.B. noch finden *Schwÿz* für ‹Schwyz›.

ie

Nach Dieth und Marti nur als fallender Zwiellaut zu brauchen, nicht als Dehnungszeichen! Also eben nicht *schriebä* für ‹schreiben›!

eu/öi

Die *eu*-Schreibung ist optisch natürlich vertrauter, aber wegen des in manchen Dialekten vorkommenden Doppellautes e-u (vgl. Schriftsteuer-Verein!) ist *öi* dafür eindeutig.

-ä, -e

In innerschweizerischen Dialekten ist das unbetonte -e sehr deutlich

und offen, im Zürichdeutschen viel abgeschwächer, eher der Schriftsprache entsprechend. Also in Uri *ä liäbä*, in Zürich *en liebe*.

Anlautendes st-, sp-

Bei Dieth und Marti wie im Schriftdeutschen belassen. Konsequente Lautgerechtigkeit verlangt eben dicke Wortbilder: *Stange* oder *Schtange*, *spile* oder *schpile*. Im Wortinnern aber *geschter*, *Wäschi*.

Bindungs-n

Ohne Strich anschliessen: *da bin i*, *Bluemen im Gaarte*. Beruhigt das Schriftbild!

Zusatzzeichen

Ein leidiges Thema! Vorschlag: Nur, wenn unbedingt nötig. (Andererseits: Französisch, Spanisch usw. haben sie ja auch!)

So vor allem bei den drei verschiedenen e-Lauten im Zürichdeutschen: die Schriftsprache schreibt einheitlich ‹See, schwer, Weg›, die Mundart sagt *See* (geschlossen, lang), *schwèèr* (offen, lang), *Wääg* (überoffen, lang).

Statt *è* (wie im Zürichdeutschen Wörterbuch) ist auch *ë* möglich, vgl. den Artikel des ‹Promeneurs› in diesem Forum!

‹An der Töss dürfen wir braten und Brötchen essen, aber durre Holz ist teuer›: *A de Tööss töörffed mer bröötle und Bröötli ässe, aber tüürs Holtz isch tüür*. Bei diesen Zeichentürmen ist allerdings niemandem recht wohl.

Für das bernische *verlare l*, das fast zu *u* wird, schlägt Marti die Schreibung mit unterpunktierter *u* oder *l* vor; damit werden Formen wie

äuä, Wäutau ‹allweg, Weltall› weniger exotisch.

Apostrophe

Wenn schon, dann sparsam, um das Schriftbild nicht zu sehr zu verwirren. Damit vermeidet man auch den lästigen Fehler, etwa *s'Chind* zu schreiben – was wäre denn nach dem *s* ausgefallen? Sinnvoll ist nur die Schreibung *s Chind*.

Marti verwendet das Zeichen für verkürztes ‹es›: *Wi hei mer's*.

Bei Dieth wird verkürztes ‹es/sie› angehängt: *Wie hämers; händs öppis gsäit?*

Der Mundartschreiber, wie gesagt, gibt sich meistens grosse Mühe, sinnvoll zu transkribieren, legt über seine Erwägungen auch meist im Vorwort ausführlich Zeugnis ab.

Manchmal sind die Ergebnisse vielleicht nicht geschickt; ärgerlich wird es erst, wenn gefuscht wird. Leider trifft das zu auf das Büchlein ‹*Wörterbuch Schweizerdeutsch – Deutsch*› (Haffmans Verlag 1998). An sich originell gestaltet, im Aussehen wie ein Schweizer Pass, mit einer Vorrede des Zürcher Stadtpräsidenten Josef Estermann und einem ausgezeichneten, schon anderweitig erschienenen Nachwort von Fritz Senn, listet das Büchlein Ausdrücke des Schweizerhochdeutschen und des Schweizerdeutschen auf, welche dem Deutschen Probleme aufgeben könnten. So weit, so sehr gut. Aber auf jeder Seite fehlte der Lektor, schlimm ist auch die Einleitung. Beispiele: ‹Das e wird in der Regel sehr offen ausgesprochen (und in Einzelfällen daher auch mit ä notiert)›: wie ist es mit ‹Bett›, ‹See› usw.? – ‹ei wird je nach Dialekt bald äi, bald ai aus-

gesprochen, wie in *Seich* (Bern-düütsch: ‹Säich›, Züridüütsch: ‹Saich›)›; bei den Einträgen finden sich Perlen wie ‹*Bürli* Brötchen, *chogge* ziemlich, sehr, *Högg* Zusammensitzen, Treffen, *noimed anne* irgendwohin, *odrrr* praktisch jedem Satz nachgestellt, *Schnudderi* frecher Bengel› usw. usw. Schade.

Freuen wir uns aber über jeden Mundarttext und bringen wir die nötige Portion guten Willens mit, auch als Leser Klang und Inhalt sorgsam aufzunehmen! So meint auch unser Mitglied *Trudi Christen* zum Schluss einer längeren Abhandlung über Dialektschreibung: ‹Mögen unsere Schweizer Dialekte lebendig bleiben und nicht durch eine entstellende, hässliche und lächerliche Schreibweise ‹z Tod tokteret› werden. Dann haben sie nicht einmal die Druckerschwärze zu fürchten.›

JÜRIG BLEIKER

Eugen Dieth: Schwyzertütschi Dialäktschrift. Dieth-Schreibung. 2. Auflage, bearb. und hgg. von Christian Schmid-Cadalbert. Lebendige Mundart Band 1, 64 S. Verlag Sauerländer 1986, ISBN 3-7941-2832-X

Werner Marti: Bärndütschi Schrybwys. Ein Wegweiser zum Aufschreiben in berndeutscher Sprache. 2. überarb. Aufl. 88 S. Francke Verlag Bern 1985, ISBN 3-7720-1597-2

gredt u gschribe Eine neue Mundartliteratur-Anthologie, hgg. von Christian Schmid-Cadalbert und Barbara Traber. Lebendige Mundart Band 2. Verlag Sauerländer 1987, ISBN 3-7941-2940-7

SDS Phonogramme Begleittexte zu den Tonaufnahmen für den Sprachatlas der deutschen Schweiz. Bearbeitet von *Rudolf Hotzenköcherle* und *Rudolf Brunner*, 4 Hefte. Francke Verlag Bern 1972–1976. Mit Platten.